

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Aemtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 115.

Berlin, Montag den 25. September

1837.

### Schweden.

#### Die Schwedischen Universitäten.

##### H. Upsala.

Der Weg von Stockholm nach Upsala führt durch einen dunklen, ehrwürdigen Tannenwald, der recht mit Absicht in die Nähe der alten Hochschule Schwedens hingepflanzt scheint, die heilige Stätte der Wissenschaft in seinem Schatten zu bergen. Wo die Straße den Wald verläßt, da erblickt man das hohe Schloß von Upsala, wo ehemals die Schwedischen Könige saßen und jetzt der Gouverneur der Provinz residirt. Es liegt auf einer Anhöhe, ihm zu Füßen in weiter und freier Ebene die Stadt. Upsala hat, wie fast alle Schwedische Städte, hölzerner Häuser, aber schnurgerade Straßen. Den Namen des Flüsschens, welches durch die Stadt geht, habe ich vergessen, obwohl es in akademischen Reden und Carminibus und in den Versen Upsalischer Lyriker, Elegiker und Idylliker unzählige Mal als ein den Mäusen geheiligtes Wasser gepriesen wird. In ihrer gegenwärtigen Gestalt hat die Stadt kein hohes Alter; mehr als einmal sind die hölzernen Häuser von der Feuerbrunst verzehrt und von den Bürgern nach neuem Plan und Muster wieder aufgeführt worden. Aber eine halbe Stunde weiter nordwärts sind noch die Trümmer von Alt-Upsala zu sehen, ein Ort, dessen Ruhm in den Sagen und Geschichten des heidnischen Nordens erklingt. Hier wohnte Odin und baute den großen Palast, den er dem Freyr schenkte. Hier wurden die Volksversammlungen der alten freien Normannen, die Allthinge gehalten, echt demokratische Comitien, wo Jeder sein Recht mit dem Schwerte behauptete. Da saß der König, von seinen vornehmsten Getreuen umgeben, auf einem erhöhten Steinisch, ihm zur Seite in zwei Reihen die Jarle und die Lagmänner (Gesetzeskundige); um diese scharrte sich im Kreise das Volk der freien Kriegsmänner. Der König nahm zuerst das Wort; nach ihm durften die sprechen, welche ihm zunächst im Kreise auf den erhöhten Plätzen saßen; das Volk ringsum gab seinen Beifall durch Zuruf, durch Handaufheben und durch dröhnendes Zusammenschlagen der Waffen zu erkennen.

Im Jahre 1075 zerstörte das Feuer den Tempel zu Alt-Upsala, und nur die Mauern blieben davon stehen. Allein das Feuer war bei weitem kein gefährlichster Feind nicht. Die gläubigen Verehrer Thor's, Odin's und Freyr's hätten vielleicht die Herrlichkeit der weiten Tempelsäle und Hallen wiederhergestellt, die goldenen Wände und die Bilder der Götter wieder aufgerichtet; aber der Glaube an das heidnische Götter- und Priesterwesen lebte längst nicht mehr in den Gemüthern. Angelsächsische Glaubensboten hatten das Wort Gottes und die christliche Lehre in Schweden gepredigt und bei Fürsten und Volk Gehör gefunden. Die Opfersteine wurden zertrümmert, der Gott des Walbalka aus seinen Tempeln vertrieben. Wenn man heut an die Stätte kommt, wo ehemals die Stadt des Freyr gestanden, steht man drei große Hügel, welche die Tradition als Grabmäler Thor's, Odin's und Freyr's bezeichnet, und eine Anzahl niedriger mit Rasen bedeckter Anhöden hinter die Göttergräber gereiht, wie Krieger in Schlachordnung hinter ihre Anführer. Gerade gegenüber erhebt sich eine Dorfkirche aus ihrem Kirchhof; hier kommen die andächtigen Upländischen Bauern und Bäuerinnen des Sonntags zum Gebet, und an der Stätte, wo vormals Menschenopfer bluteten, verkündet der Diener des Christengottes die Religion der Liebe und Versöhnung.

Die Kirche dieses Ortes, jetzt klein und vereinsamt, war in ältesten Zeiten die erste Schwedische Landeskirche, die Kathedrale des Erzbischofums Upsala. Als sie im 13ten Jahrhundert niedergebrannt war, beschloß man einen neuen Dom in solcher Größe und Pracht aufzuführen, wie es sich zur Verherrlichung der katholischen Religion in der vornehmsten Diöcese Schwedens gebührte. In jenen Zeiten richtete der Glaube Wunder aus; in allen christlichen Ländern stieg der heilige Bau der Kirchen aus der irdischen Tiefe empor, die feineren Säulen wuchsen auf und entfalteten ihre Knäuse wie Blumenkronen, die unzähligen schlanken Thürme streckten ihre feinen, künstlich gemeißelten Spitzen gen Himmel, als wollten sie die Gebete des Volkes zu Gott emportragen. Das ganze Land trug und steuerte zu dem frommen Werke bei; die Päpste, die von Rom aus die Interessen der Christenheit in den entlegensten Ländern wahrnahmen und förderten, gewährten der Schwedischen Geistlichkeit die erfolgreichste Unterstützung. Bonifatius VIII. und Clemens V. verkündeten Ablass und Vergebung der Sünden für Alle, die zu dem Bau der Kirche von Upsala beitragen würden. Die Vor-

nehmen brachten reiche Gaben, das niedere Volk bot die Arbeit seiner Hände; nur ein Baumeister fehlte noch. Die Wahl fiel auf einen Franzosen Etienne de Bommeil, den man 1287 von Paris kommen ließ; er brachte zehn Gesellen und zehn Jungmeister (tex compaignons et tex bachelers) der edlen Kunst mit. Damals verstanden es die berühmten Architekten noch nicht, wie man bei der Ausführung großer Bauten sich selbst bereichert. Bommeil war arm, und als das Schwedische Domkapitel ihn berief, hatte er nicht Geld genug, die Reise zu machen und seine Gehülfen mitzunehmen. Zwei vornehme Schweden, die damals zu Paris studirten, schossen ihm vierzig Livres vor, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete durch Wort und Unterschrift: Bommeil, tailleur de pierres, maistre de faire l'église de Upsala en Suède. — Der Bau wurde gegen Ende des 13ten Jahrhunderts begonnen, aber erst 1435 zu Ende gebracht. Im letztgenannten Jahre geschah die Einweihung in Gegenwart aller Schwedischen Bischöfe und Aebte, vieler Fürsten, Grafen und Herren. Von dem wackeren Französischen Baumeister Bommeil habe ich am ganzen Gebäude keine Spur gefunden. Weisheidener als Erwin von Steinbach, Adam Kraft und Peter Vischer, hat er das ihm aufgetragene Werk tadellos angelegt, aber nirgend seine Bildsäule oder seinen Namenszug angebracht.

Die Architektur der Kathedrale von Upsala ist durch die hohe Einfachheit und Eleganz ausgezeichnet. Hier sieht man den gotischen Baustil in seiner ursprünglichen Erhabenheit und Majestät, rein und unverfälscht, die schlanken, schmucklosen Spitzbögen, die Gruppen verbundener Säulen, die in freiem, zierlichem Schwünge bis zum Deckengewölbe aufsteigen; keine Figuren und symbolische Bilder auf den Kapitälern, keine künstlich ausgebrochene Nischen über den Fensteröffnungen; überall herrschen reine, richtige, gefällige Linien vor, ohne spielende Verschlingungen und Arabesken. Das Deckengewölbe des Mittelschiffs ist außerordentlich breit und hoch, und die Bogen, die es zu beiden Seiten tragen, eben so läßt wie anmuthig ausgeschweift. In den Seitenschiffen rechts und links befinden sich die Gräfte und Grabmäler der Schwedischen Könige und der heiligen Brigitta, die aus dem alten Schwedischen Grafengeschlecht der Brabe war. Vom 13ten Jahrhundert ab war Upsala der Krönungsort der Schwedischen Könige. Hier in der Kathedrale begann und endigte ihre irdische Herrlichkeit; wo sie zuerst im Schmucke des Königsmantels aufgetreten waren, dahin lehrten sie im Leichenhemde zurück; wo sie vor dem Altare knieend die Krone auf ihrem Haupte empfangen hatten, da legten sie sich wieder dem Altare zu Füßen in ihr steinernes Ruhebett. So lehrte das katholische Christenthum jener Zeit die Mächtigen Demuth; neben dem Throne wies es dem Gekrönten das offene Grab, und in der Feier weltlicher Herrlichkeit mahnte es an die Buße. — Unter den Grufsteinen in der Kathedrale sind viele auch als Kunstdenkmäler merkwürdig. Da sieht man die Gestalt des Königs in Stein gebauen, das Schwert zur Seite, den Reichsapfel in Händen, als wollte er noch im Tode die Herrschaft der Welt nicht fahren lassen; neben ihm seine Gemahlin im vollen Schmuck der königlichen Tracht, gerade ausgestreckt mit über der Brust gefalteten Händen, als wäre sie mitten im Gebete eingeschlafen.

Die Gruf-Kapelle Gustav Wasas ist mit Fresco-Bildern ausgestattet, welche die berühmtesten Momente aus dem Leben dieses beliebtesten Schwedischen Volkshelden darstellen. Damals kannte wohl Jeder bei der Erzählung dieses romanhaft abenteuerlichen Königslebens; wir Neueren haben noch Wunderbareres erlebt. — Die Edelknechte und Herren vom Hofe, die den Königen ihr Leben lang gedient, sind auch im Tode des Dienstes noch nicht frei geworden und haben ihren Gebietern bis unter die Erde nachfolgen müssen. Man ließ ihre Namen auf den Grabsteinen in der Kirche, in der Nähe der Königsgräfte, und so nehmen sie noch hier, wie vormals am Hoflager und im Palast, den zweiten Rang unter einem Höheren ein. Desgleichen werden in der Kathedrale noch die Reliquien des heiligen Erich, eines alten Schwedischen Königs, aufbewahrt, zu denen das Volk ehemals in Zeiten der Pest und ansteckender Krankheiten betete. Man nahm sie auch in die Schlacht mit und trug sie dem Heere vor, in dem Glauben, sie würden Schrecken unter die Feinde bringen; im Frühjahr trug man sie über die Aecker und Felder und bat den Heiligen um Schutz und Segen für die Aerndte. Der beliebte und verehrte Name König Erich's hat diese Ueberreste im 16ten Jahrhundert vor der vandalischen Zerstörungswuth der Bilderstürmer bewahrt; die Ehrfurcht vor dem alten Königsstamme hat in dem Herzen der Schweden länger gelebt, als der Glaube an die katholische Kirche. Den Bilderschmuck ihrer Kirchen, die Reliquien und Denkmäler aller übrigen Hei-

\*) Wie wollen dem Gedächtnisse des Herrn Warmier zu Hülfe kommen: es ist der Freyk-Stuß.

\*) Auch die Königinnen Christine und Ulrike Eleonore wurden hier gefirmt, aber wie in Ungarn mit dem Titel Rex, nicht Regina. Die Abdankung Christines geschah in einem Saale des Schloßes zu Upsala.

ligen Höden sie vernichtet, aber das Andenken ihres alten Königs treu und fromm in Ehren gehalten.

Ueberhaupt ist Upsala ein wichtiger Ort in der Schwedischen Geschichte. Sehr häufig ist die Versammlung der Reichsstände von den Königen dorthin berufen worden, eben so oft hat die Schwedische Geistlichkeit hier ihre Konzilien und Synoden gehalten. Hier sah 1593 die Versammlung von 22 Laien-Doktoren der Theologie und 306 Geistlichen, die unter dem Vorsitz von vier Bischöfen feierlich die Augsburgische Konfession als das einzig gültige Glaubensgesetz des Reiches proklamirte. Die Reformation war zwar längst im Volke durchgedrungen, aber sie bedurfte dieser Sanction und Verwahrung gegen einen katholischen durch fremde Professoren gemachten König.

Seit dem 13ten Jahrhundert gab es zu Upsala bei dem Domkapitel eine Lateinische Schule. Hierhin wurden von den anderen Metropolitankapiteln des Reiches junge durch Fähigkeiten und Fortschritte ausgezeichnete Leute geschickt, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommen. Mehrmals kamen berühmte Lehrer aus Deutschland an die Schule und trugen alle Gelehrsamkeit des Mittelalters vor. Dürftig genug war dieser Unterricht; man lehrte den Schülern den Kirchengesang, das heilige Officium und etliche Prinzipien scholastischer Theologie. Wer damals ein wahrer Gelehrter werden wollte, der mußte an einer anderen Quelle schöpfen, nach Paris gehen und sich dort unter die Scholares der Universität einschreiben lassen. Wenn er dann in seine Heimath zurückkam, so war er ein Clericus Parisiensis, ein Mann, dessen Wissen Alle ankannten. Die Englische Nation an der Pariser Universität zerfiel in drei Abtheilungen; zur ersten gehörten die Scholaren aus England, Schottland und Irland, zur zweiten die Niederländer und Westphalen, zur dritten die aus dem östlichen Deutschland, aus Dänemark, Schweden und Norwegen. Im Jahre 1285 kaufte ein reicher Schwede, Andreas Ared, ein Haus zu Paris in der Rue Serpente für seine daselbst studierenden Landsleute, mehrere Andere trugen noch bei; so ward ein Schwedisches Konvikt zu Paris gestiftet, dem der Erzbischof von Upsala jährlich einen Theil des Aemter-Rebittens aus seiner Diöcese anwies. In diesem Hause wurden zwölf Scholaren auf völlig gleiche Weise und in klösterlicher Regel und Zucht unterrichtet. Im Jahre 1291 gab der nachfolgende Erzbischof von Upsala ihnen eine ausführliche Anweisung über die Disziplin, welche sie beobachten, und über die frommen Werke und Übungen, deren sie sich bestreuen sollten.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Ein strenges Wort über George Sand.

(Schluß.)

Wie die Religion, so die Moral dieser Leute: das hängt nothwendig zusammen. Hören wir George's Moral: „Indem ihr den Spieler verdammt, dürft ihr ihn ja nicht verachten, ihr kleinen Organisationen, die ihr des Guten wie des Bösen gleich unfähig seyd. Nur mit Schrecken müßt ihr den riesenhaften Willen anstaunen, der so mit sich selbst kämpft auf einem sturmgepeitschten Meer, für das einzige Vergnügen, seine Kraft zu üben und sie dann aus sich heraus zu werfen. Seine große Seele bedarf der gewaltigsten Empfindungen und der stärksten Reizmittel. — Es giebt einen Schmerz, den man in sich verbergen muß bei Strafe der Ehelosigkeit und des Fluchs: diesen Schmerz hat Tremmor ganz ausgelostet (den Schmerz nämlich eines wegen Gaunerei verurtheilten Sträflings), und er wird sich dessen einst rühmen können vor Gott am großen Tage des Gerichts; denn vor den Menschen muß man ihn verstecken. — Die einzige Flucht vor den Menschen ist der Selbstmord; die einzige Flucht vor Gott ist das Nichts. — Ich zweifle, ob der Fortschritt der Menschheit nach sechzig Jahrhunderten das Daseyn des Menschen ein wenig erträglich gemacht und die Nothwendigkeit des Selbstmordes für eine große Zahl aufgehoben hat. — Die Verbindung des Mannes und der Frau konnte in den Plänen der Vorsehung nur vorübergehend seyn; Alles zusammen ist ihrer Vereinigung entgegen, und der Wechsel des bisher Gegebenen ist eine Nothwendigkeit ihrer Natur. — Man muß allen Theorien ihre Entwicklung gestatten, und ich will recht gern die der ehelichen Treue den excentrischen Seelen überlassen; bei der Majorität herrschen andere Bedürfnisse, andere Gewalten. — Ich habe alle Kämpfe der starken und blinden Leidenschaft mit dem gesellschaftlichen Leben durchgemacht. Ich habe viel gearbeitet, o mein Gott, wann wirst du mich endlich in die Stube eingehen lassen!!!“

Man kann es an den Fingern abzählen: das Spiel, die Spitzbüberei, der Selbstmord, die Verachtung der menschlichen Gesetze, die Ehe ad libitum, die Madame Sand „die erhabene Flüchtigkeit des Weibes“ zu nennen beliebt, das bekommt Alles hier seine Apologie, fürwahr mehr als genug für ein einziges Buch.

So wie es Montyon-Prämien giebt für die Tugend, obgleich sie bei dieser überflüssig sind und sie aufhören würde, Tugend zu seyn, sobald sie jener Prämien bedürfte, so möchte ich auch wünschen, daß man Montyon-Strafen festsetzte für die Insanie, und daß eine Versammlung von rechtschaffenen Männern und respectablen Literaten jährlich die anstößigen Produkte, welche die Gesellschaft befudeln, mit ihrer Brandmarke versehen möchte. Ich weiß, es giebt Leute, welche behaupten, daß die Lelia gerade durch die vielen Schläpfrigkeiten Einem alle Schlüpfrigkeit verleiht, daß gerade die Uebertreibung aller Schamlosigkeit Einem ermüdet und juristischrecht, daß der Roman, eben weil er Alles sagt, nichts sagt, daß er, mit einem Worte, gerade wegen seiner grundlosen Schlechtigkeit fast gut zu nennen ist. Dessenungeachtet, da das Böse an sich böse ist, ohne Rücksicht auf die, welche es nehmen oder liegen lassen, so muß ich gestehen, daß dies eines von den Büchern ist, welche ich für meinen Theil mit dem größten Vergnügen verbrennen möchte, und zwar mit den Kleidern der Verfasserin zusammen, die so nicht weiß, was sie damit machen soll.

Dein Reden ist umsonst, wird man antworten, das Talent dieser Dame erhebt sie über Gericht und Prozeß; hat man sie doch von der Bühne selbst herab als den ersten Prosaisten der neueren Zeit proklamirt! — Bei mir, wie bei dem Tribunal, vor dem ich spreche, würde das Talent nur dazu dienen, das Urtheil zu schärfen; indeß, da leider nur bei zu vielen Leuten das Talent Alles entschuldigt, so wollen wir doch einmal sehen, was denn eigentlich an diesem Talent ist.

Was das ganze Gewebe der Dichtung betrifft, denn es ist mehr eine Art Dichtung, als ein Roman, so gehört die Lelia zu den Nachkommen Byron's, dessen unglückliche Saat leider nur zu sehr aufgeschossen ist und um sich gegriffen hat. Hier, wie in dem „Barden“, findet man nichts als fremde, geheimnißvolle Personen ohne ein bekanntes Modell in der Wirklichkeit, Personen, die halb Mensch, halb Teufel, halb närrisch, halb erhaben und voller Widersprüche sind, die keiner Klasse und keinem Lande angehören, deren Geschichte weder Anfang noch Ende, weder Ziel noch Zweck hat, außer dem Zweck, gewissen Beschreibungen und Bildern, gewissen rasenden und unnatürlichen Leidenschaften zum Rahmen und allen Ausströmungen einer zügellosen Einbildungskraft zum Gefäß zu dienen. Wenn ferner diese Personen Niemanden im wirklichen Leben ähnlich sind, so sind sie sich wenigstens alle unter einander ähnlich. Sie sind Einer wie der Andere, Männer wie Frauen, gewöhnlich Bagabunden, die sich in der Welt herumtreiben, von jeder Fessel, jedem Grundsatz und besonders von der Meinung anderer Menschen ganz unabhängig; sie stozzen alle von Juwelen, leben in einem Sans und Braus und spielen überall eine große Rolle, eine Theorie, die vielleicht Madame Sand bald aufgeben wird, wenn es ihr je einmal einfallen sollte, so herumzulaufen wie ihre Helden. Es sind durchweg lauter starke Organisationen, lauter mächtige Stirnen, für die das gewöhnliche Leben zu eng ist, denen die Welt nicht genug Nahrungsmittel bietet, die um sich herum kein Schicksal finden, das bis zu ihrer Höhe hinaufreicht, die endlich in sich alle Ideale vereinigen, das Genie aller Dichter, wie die Größe aller Helden, wovon man uns übrigens, beiläufig gesagt, außer jenen hochschwülstigen Phrasen auch nicht so viel wie eine Nadelspitze aufweist. Endlich sind es alle mitsammen unglückliche Herzen, die schon hingewelt sind, noch ehe sie gelebt haben, und die an einem gewissen Schmerz leiden, der ganz namenlos ist; nun ist es gut, zu wissen, daß Alles, was keinen Namen hat, in dem Nothwälsch dieser Herren innersich beißt. Wie anderen einfältigen Leute, wir würden das einfach blasirt nennen; aber dieses Beiwort wäre zu trivial, zu wahr, um poetisch zu seyn, zu übelklingend und uninteressant, besonders ließe sich zu wenig darüber schwagen. Blasirt! . . . damit wäre ja Alles gesagt, nicht doch!

Nur der einzige Magnus ist von einem anderen Guß, ohne aber darum viel origineller zu seyn. Gleich dem Mönch von Notre Dame de Paris, und selbst, in gewisser Hinsicht, gleich dem reinen Jocelyn, ist er eines der zahlreichen Kinder des Mönchs von Lewis, jenes unreinen Meisterstücks.

So haben wir also hier nichts Wahres, nichts Wahrscheinliches, und nicht einmal etwas Neuerfundenes, auch nicht eine einzige treue Schilderung, außer, wie ich glaube, die der Schwelgerei. Nun komme mir noch Einer und vergöttere den Styl der „Lelia“; mir ist es unmöglich, etwas Schlechtes zu bewundern in einem bewundernswürdigen Styl, so wenig wie mich eine Mißgestalt in glänzendem Kleide entzücken könnte; gerade dadurch würde mir das Schreckliche des Körpers nur um so krasser hervortreten.

Gleichwohl will ich ihr dies traurige Verdienst nicht rauben. Ich gebe es also zu: Sand ist dem Styl nach einer der ausgezeichnetsten Schüler jener schlechten Schule, deren edler, bewundernswürdiger Vater Chateaubriand war, und deren ausgearteter Bastard wieder ein Vicomte ist, Herr von Arincourt. Es ist in diesem Styl allerdings viel Eigenthümlichkeit, viel Schönheit und Glanz, viel Frische und Zauber, aber auch ein schreiender Mißbrauch von Vergleichen und Beiwörtern, ein beständiges Streben, recht materialisch zu seyn, ein Blindelubspiel von Antithesen, die sich wenig darum kümmern, ob sie passen, wenn sie nur recht pikant sind, ein Luxus an Bildern endlich, in welchem der Gedanke, wenn einer da ist (was auch nicht immer der Fall ist), beinahe untergeht. Nur zu oft verschwindet das ursprüngliche Gebilde ganz unter diesen aufgetragenen Pinselstrichen, der Körper wird von dem Kleid verhüllt, der Gedanke entflieht Einem, und man muß noch einmal lesen; daher jene ermüdende Spannung, von der man bei den Schriftstellern des klassischen Jahrhunderts verschont ist. Nach muß ich diesem Styl zu viel Manier vorwerfen, gewisse Lieblingsworte, als: „Kampf, Schmerz, Veröhnung, vollkommen, sabl, satanisch“, lauter Formen, die durch ihre allzuhäufige Wiederkehr den Reiz verlieren, den ihnen die Neuheit verleiht. Dazu gehört auch der Latinitismus, den man in der Lelia so oft findet, als wäre er hier gepachtet worden. Wir wollen nur einige Beispiele anführen: \*) „Die Sterne leuchteten groß und weiß wie die Silberplättchen auf einem breiten Tuch. — Zu der Zeit, wenn die zitternden Sterne kaum hervorzutreten wagen, fern und blaß gleich dem schwachen Hoffnungsschimmer in der Nacht des Zweifels. — Wie das Herz Dir schlägt raub und bestig in der Brust. — Eine verrirte Kub kam unrubig und brüllend in die Nähe dieser Ruinen. — Die kleinen Bögeln drängten sich so warm und schwach unter den Flaum ihrer Mutter. — Andere Pflanzen öffneten sich halb und halb der Betastung, zitternd und warm gleich menschlichen Brüsten. — Die Thaten der Zukunft und der Weltgeschichte sind düster und furchtbar aufgeschrieben in den heiligen Poesieen der Propheten.“

\*) Die mit gesperrten Lettern gedruckten Worte sollen die ungewöhnliche Stellung derselben bezeichnen, welche Stellung hier, eben weil der Französischen Prosa fremder, Latinitismus genannt ist. Vom Deutschen Standpunkte betrachtet, hat diese Wortklaubererei allerdings etwas Pacherliches. Was würde wohl z. B. aus Jean Paul werden, wenn wir aus seiner Prosa alle poetische und ungewöhnliche Adjektiva verbannen wollten?

Stellt man diese Eikate zusammen, so springt der Fehler deutlich hervor; liest man sie aber einzeln, so sieht man nur das Gold und das Silber, wovon sie die Hände voll hat, um den Fehler wieder gut zu machen. Besonders vollendet ist die Beschreibung, welche Tremor giebt von seinen Empfindungen im Bagno; das ist wirklich Gold. „Habt Ihr nicht schon einmal“, sagt er zuletzt, „jene liebliche Erstarrung des Körpers und der Seele empfunden nach den Tagen des Fieberwahnsinnes und des Alptrückens, Tagen, die Einem so lang und schnell zugleich vergehen, wo man, von Träumen verzeht, von heißen, unzusammenhängenden Empfindungen ermüdet, die Zeit nicht merkt, wie sie dahin schleicht, und die Nächte, die auf die Tage folgen? Wenn Ihr dann herauskommt, aus dieser phantastischen Verdampfung, in die uns das Fieber wirft, um wieder zurückzukehren in das ruhige, träge Leben, in die köstlich reizenden Spaziergänge, unter die laue Sonne, zu den Pflanzen, die ihr im Keim verlassen und in der Blüthe wiederfindet; wenn Ihr so langsam und noch schwach hingeschritten seyd am Ufer des Baches, dessen Stille und Ruhe der Eurigen gleicht; wenn Ihr all' die mannigfaltigen Töne der Natur, die aus dem Schmerzenslager so lange für Euch verloren und fast vergessen waren, um Euch herum summen hörtet; wenn Ihr lächeltet bei dem Gesang eines Vogels und dem Duft einer Rose, als wären das lauter Iste, neue Sachen, die man so selten bekommt; wenn Ihr, mit einem Wort, allmählig, durch alle Poren und mit allen Empfindungen hinter einander, das alte Leben wieder angefangen habt, dann könnt Ihr begreifen, was die Ruhe für mich bedeutet nach den Stürmen meines Lebens.“

Zartheit, Harmonie, Anmuth, Poesie des Geistes und des Ohres, wie kommt ihr hierher, ihr Töchter des Himmels? Ihr habt euch gewiß verirrt, ihr seyd in schlechter Gesellschaft: fliehet eilends fort, entfaltet anderswo eure Blüthe; hier betreibt ihr mir das Herz mitten in diesem Buche, gleichwie jeden Biedermann der Anblick eines jungen, schönen Kindes schmerzt, das von lockeren Gesellen verführt worden und jetzt die Vorübergehenden anlächelt, um sie wieder zu verführen. O George Sand, George Sand, du hast viel zu verantworten, denn es ist dir viel gegeben worden!

Wenn man aber die Sache genauer untersucht, würde da nicht der gegenwärtige Gang der Dinge in Frankreich überhaupt und insbesondere die dortige Erziehung der Frauen unsere Vorwürfe weit mehr verdienen? Die Kelttern in Frankreich, eifrig bemüht, sich durch ihre Kinder Ehre zu erwerben, verkaufen der Eitelkeit das Glück und die Zukunft dieser armen Opfer. Ein junges Mädchen unserer Tage muß Alles lernen. Von der Wirtschaft freilich, die doch eine wichtigere Wissenschaft ist, darf gar nicht die Rede seyn. Die Religion ist das Geschäft einiger Wochen. Alles, was nicht mehr als nützlich ist, wird ganz schnell abgemacht; bei dem aber, was zum Glänzen dient und zum Hinausgehen über das Alltägliche, da zählt man weder Geld noch Zeit. Was ist die Folge davon? — Zuerst entnerbt man sein Kind durch diese erzwungenen Studien, man verstümmt und erschüttert seine ganze Organisation durch die viele Mühsal, man giebt ihm den ganzen Vorrath von Krämpfen und Ohnmachten mit auf den Weg, wodurch es einst seine Umgebungen martern wird, man verbittet ihm endlich zu jener physischen Schwäche, zu jener überschwänglichen Entwicklung der Phantasie, über die sich Lelia so bitter beklagt. Es ist keine Mutter, die man für ihre Kinder erzieht, sondern eine glänzende, bausällige Puppe, die man für ihren Mann zurechtet.

Und dann seht ihr denn nicht, daß ihr mit all' diesen Fertigkeiten und Kenntnissen der feinen Erziehung ihr nur Reizmittel hinwerft für ihre Leidenschaften? Sie lernt Italienisch, Englisch, Deutsch, *Io amo, I love, Ich liebe*: es ist immer dasselbe Lied, das ihr ihr in allen Sprachen vorsingt. Sie lernt singen: *mio cuore, il dolce amore*, dies und noch andere Sachen der Art, so daß man sie geradezu lehrt, schmachend zu girren mit Augen und Stimme. Nun wundert euch auch nicht über die Folgen; Alles, was man lernt, will angewendet seyn. — Sie zeichnet; natürlich will sie auch malen, auf der Kunstausstellung prangen, sich einen Namen machen: was ist zu thun? man muß sich an die getriebene Arbeit und an die akademischen Studien machen, man muß der Gesellschaft und dem Blick der Menschen trotzen, man muß ein neugieriges Auge hinter alle Schleier der Natur werfen; nur um diesen Preis läßt sich die vollkommene Bildung erringen. So fängt sie denn auch damit an und verschafft sich einen Platz unter den Künstlern. Ihr habt eine überlegene Dame bilden wollen, da habt ihr sie: erhaben über alle Strupel und Vortheile, und besonders über alle Schaam.

Doch das ist noch nicht Alles. Was wollt ihr mit eurem Wunderwerk machen? Jedes Talent will seine Anwendung, die übrigen sind ihrer natürlichen Stellung zu unangenehm, als daß sie sich in dieser glückselig fühlen könnten. Ich gebe zu, ein Grad der Bildung ist in unseren Tagen unumgänglich; aber was will sie mit ihrem ganzen Ueberschuß anfangen, mit ihrer Rhetorik, ihrer Poetik, ihrer Linguistik und allen ihren Virtuositäten? der Salon hat gewiß seine Erfordernisse und seinen Werth; aber der Salon ist dem Mann noch nicht Alles und auch der Frau nicht. Zwischen zwei Salons liegt das sogenannte Leben in der Mitte, und bei den Reizmitteln, bei dem Bedürfnis, zu glänzen, woran ihr sie gewöhnt habt, wie könnt ihr da verlangen, daß sie sich mit der stillen, trivialen und unbekanntem Rolle einer guten Hausmutter begnüge? Sie braucht ein Theater, eine Rolle, ein Spektakel und Bewunderer. Sie fängt damit an, sich erst einen kleineren Ruf zu machen; schon zeigt man sich ihre Willens und reißt sich darum. Durch diesen Erfolg geporent, strebt sie weiter: sie versucht sich in den Albums und den Revuen, erst anonym, dann mit den Anfangsbuchstaben und endlich mit dem vollen Namen und dem euphonistischen Vornamen. Sie macht Lärm; sie hat ihre Feinde und ihre Anhänger; sie wirft sich in den Kampf oder, soll ich sagen, in die Spielereien der Literaten; so ist dann die Amphibie fertig, sie hat kein Geschlecht mehr, ein Vordere, das den übrigen theuer zu stehen kommt! Doch worüber wird sie schreiben? Die

höheren geistigen, literarischen oder wissenschaftlichen Gegenstände erfordern Zeit und Tiefe, beides fehlt ihr. Sie tappt unsicher zwischen der Poesie und der poetischen Prosa; das Vorspiel giebt sie in *chants de l'aurore* oder *du crépuscule*, in *leuillots de printemps* oder *d'hiver*, in *voix d'en haut* oder *d'en bas*; dann erhebt sie ihren Flug und steigt zum Roman; das macht Nuffen und kostet so wenig; es handelt sich nur darum, die Gefühle und Empfindungen, die man des Morgens beschreiben wird, den Abend vorher einzulüben. Scheint ihr dann der Ruhm noch zu langsam zu kommen, so hat sie ja, bei ihren frühzeitigen Erfabrungen, volles Farbbrett: sie ködert die öffentliche Aufmerksamkeit durch Sophismen, sie reizt sie durch den Skandal, sie erzählt sich selbst und macht sich einen Namen auf eine unverschämte Weise. Nun muß man sie noch durch Lob erhitzen, ihr mit Kritiken den Kopf benebeln, und man hat das entschiedene Gegenstück des Weibes überhaupt: George Sand ist fertig. Wer hat die Schuld am Ende, wenn nicht der Anfang selbst? —

Nach so ernsten Bemerkungen sehe ich wohl, daß keine literarisch artistische Untersuchungen ganz bedeutungslos wären. Doch es bleibt mir nichts übrig, ich muß zur Kritik zurück; ich kann nicht schließen, ohne wenigstens kurz meine Meinung zu sagen über den Titel des ersten Französischen Prosaisien, mit dem man die Verfasserin der Lelia beschenkt hat.

Die erste Bedingung der Prosa, wenn sie gut seyn soll, ist, Prosa zu seyn und nicht Poesie. Die Prosa als die Sprache des Verstandes braucht ein festes, sauberes Gewebe, das man ordentlich in die Hände nehmen kann und das dem Leser keine Unschlüssigkeit läßt. Ihr steht die Nacktheit, die Derbheit wohl an; kommt noch ein Puz dazu, so muß der Muskel des Gedankens nothwendig schief werden. Das Wesen der Prosa ist das Positive, weil der Verstand vor Allem von seiner Arbeit etwas haben will. Die Poesie dagegen, die Sprache der Phantasie, hat das Ideal, die Harmonie, die Figuren, das Woge und Unbestimmte zu ihren Charakteren, denn die Phantasie will vor Allem entzückt und bezaubert seyn. Die Prosa macht denken, die Poesie träumen. Die erstere steht im Solde eines Herrn; ihr Geschäft ist es, schnell und treu dem Gedanken zu dienen, wenn es geht, auch mit Eleganz: das ist schon eine Zugabe. Die zweite ist für sich selbst da: sie spricht ungenirt hin und her, erst zu ihrem eigenen Vergnügen und dann auch für Andere; sie kann also auf ihrem Wege umherirren, sie kann kokettiren, schwagen, hier und dort eine Blume pflücken; ihr ist Alles erlaubt. Die Prosa muß keusch seyn, d. h. sie muß sich und ihre Reize vergessen, wenn sie deren hat, um nur an das zu denken, was sie sagen soll. Die Poesie darf mit den übrigen Parade machen: sie will gefallen, und sie darf es sogar gestehen, wenn dies in ihren Plan schlägt.

Nehmen wir diese Kriterien in ihrer Anwendung zusammen, so müssen wir schließen, daß der erste Französische Dichter Chateaubriand ist, und der erste Französische Prosaisit Lamennais. So lange es diesem Letzteren nicht gefallen wird, dem Schreiben zu entsagen, rathe ich den Anderen, noch ein wenig zu warten, bis dieser Titel wieder erledigt ist.

Doch, weil wir bei Lamennais sind, man schreibt mir aus Paris, daß er und George Sand unzertrennlich sind. Das wußten wir wohl, daß dieser Mann in der letzten Zeit einen sonderbaren Weg gegangen ist; aber wer hätte gedacht, daß er so schnell an dem entgegengesetzten Pol der Gleichgültigkeit seyn würde? Welches ist nun die verbindende Kette zwischen diesen beiden auseinanderliegenden Namen? Ist etwa Lamennais herabgestiegen oder George hinaufgekommen? Wer von Beiden hat den Anderen belehrt? Was mich betrifft, so glaub' ich ganz einfach, daß ihr gemeinschaftliches Band nichts ist, als die Phrase, in der Beide excelliren, obgleich unter so verschiedenen Titeln. Ja, die Phrase, ich sag' es noch einmal und werde nicht müde, es zu wiederholen, die Phrase ist es, die Alles bedeckt und Alles zusammenbringt; sie ist der große Gleichmacher der neueren Zeit, die große Kategorie, in die Chateaubriand hineingehört und Janin und Sand und Lamennais und noch viele Andere.

## Ostindien.

### Kinder-Raub und Verkauf in Ostindien.

Kauf und Verkauf von Kindern sind in Ostindien etwas ganz Gewöhnliches. Hunger und Elend sind die vornehmsten Ursachen dieses Menschenhandels, durch den oft ganze Familien ihren Erwerb sich verschaffen. Die Preise sind jedoch unter gewissen Umständen, besonders in Zeiten des Mangels, sehr niedrig. Als im Jahre 1833 eine Hungersnoth Indien heimsuchte, betrug der mittlere Werth eines Kindes nur sechs Sühr Getraide (60 Thaler). Kommt ein auf diese Weise verhandeltes Kind zu wohlhabenden Leuten, so hat es sich oft der liebevollsten Erziehung und Pflege zu erfreuen; es lernt die Englische Sprache, rechnen, reiten u. s. w.; es lebt mit den Kindern der Familie zusammen, und nichts wird gespart, was das arme kleine Geschöpf durch Bande der Dankbarkeit an seine neue Familie fesseln kann. Hat nun der gekaufte Pflanzling das Alter der Vernunft erreicht und beweist er durch seine Aufführung, daß man die Saat der Bildung bei ihm nicht auf steinigem Boden gestreut, so wird er der Vertraute seines Herrn und leitet die Angelegenheiten des Haushalts oft ganz ohne Kontrolle.

Woher aber die große Aufmerksamkeit, die man solchen Kindern beweist? Sie erklärt sich aus dem lebhaften Wunsche, treue und innig ergebene Diener zu haben. Sobald man von einem verlassenen Kinde hört, melden sich gleich wohl zwanzig der reichsten Personen einer Gegend, die es in Kost und Pflege nehmen wollen. Im Jahre 1834 kam eine Anzahl Leute aus Radschputana nach Delhi; man arretirte diese Menschen in der letztgenannten Stadt mit 33 Kindern, die sie auf dem Wege gekauft hatten, um sie wieder zu verkaufen. Da der Menschenhandel im Auslande geschlossen war, so wurden die Verkäufer

ins Gefängniß gesetzt und die Kinder für frei erklärt. Unter diesen Kindern zählten einige kaum 2 bis 3 Jahre, andere wieder 12 bis 15. Die Letzteren erklärten vor der Obrigkeit, sie seyen nur aus Noth von ihren Aeltern verkauft worden; auch hätten sie gar keine Lust, in den Schooß ihrer Familien, wo Entbehrungen jeder Art auf sie warteten, zurückzukehren. Man setzte sie dieser Erklärung zufolge in Freiheit. Dann ließ der Magistrat zum Besten der kleinen Kinder Listen herumgehen und Jeden, der eines oder mehrere derselben an sich nehmen wollte, zur Unterzeichnung seines Namens auffordern. Als bald schrieben sich die reichsten und angesehensten Bewohner, sowohl Muhammedaner als Hindu's, in die Listen ein. Die Hindu's zeigten anfangs weniger Eifer; nachdem aber Einer von ihnen den Uebrigen bewerklich gemacht hatte, daß diese Kinder, die Alle von Hindu'schen Aeltern waren, ihre Religion verändern würden, wenn sie in muselmännische Familien kämen, so bestürmte die ganze Hindu'sche Aristokratie die Obrigkeit mit der Bitte, daß sie doch die Muselmänner auf den bereits geschlossenen Listen wieder streichen möchte. Es entspann sich nun eine lange und heftige Debatte über den Gegenstand, die die Behörde nicht ohne große Mühe beschwichtigen konnte.

Dieser Erwerbzweig hat öfter traurige Ergebnisse; denn er reizt die Habgucht vieler armen Leute, die sich dadurch bewegen lassen, Kinder zu stehlen oder gar mit Gewalt zu rauben. Die Räuber kleiner Kinder sind in Ostindien eben so zahlreich und gefürchtet, als die Taschendiebe am Eingang der Schauspielhäuser in London. Vor mehreren Jahren kamen in Delhi eine Zeitlang sehr viele Kinder abhänden. Lange forschte man vergeblich nach den Vermißten; endlich fand ein Vater seine kleine Tochter auf dem Gebiete des Radscha von Putiala; sie wurde sogleich nach Delhi zurückgebracht, und ihre Aussagen veranlaßten die Verhaftung einiger Verbrecher. Das Kind war Abends mit einem anderen kleinen Mädchen ausgegangen, um Holz einzusammeln, als eine alte Frau sie anging und ihnen sagte, sie wolle das Holz kaufen. Die Mädchen folgten der Alten in ihre Wohnung, um das Geld dafür zu empfangen; kaum aber waren sie an Ort und Stelle, als man sie Beide in einen Keller einsperrte. Einen Tag darauf wurden sie herausgeholt und jede in einen großen irdenen Wassertrug gesteckt, den man auf den Rücken eines Ochsen packte. Dann setzte sich die Karawane in Bewegung und kam ohne Schwierigkeit zum Stadthor hinaus. Ein anderes kleines Mädchen wurde um dieselbe Zeit seinen Aeltern zurückgestellt; dieses aber verdankte seiner Entschlossenheit seine Befreiung. Das Kind zählte nicht über 8 Jahre und hieß Mussamant Goumany. Es hatte sich eines Abends von seinen Gespielinnen verirrt und war von einem Manne ergriffen worden, der es mit Gewalt nach einem Boote schleppte. Das Boot ging unter Segel und hielt nach zweitägiger Fahrt vor Manilla-Bendtschi, wo Scheik-Buddan — so hieß der Räuber — einem reichen Bewohner der Stadt das Mädchen, das er für seine Schwester ausgab, zum Kaufe anbot. Der Handel wurde mit 14 Rupien geschlossen; aber der Käufer wollte das Geld nicht eher herausgeben, bis Scheik-Buddan in Gegenwart des Darogha wiederholt hätte, daß die junge Goumany seine Schwester sey. Der Mann willigte ein; denn er rechnete auf den Schrecken, den seine Drohungen dem Kinde einflößt; aber die kleine Goumany besaß Herzhaftigkeit genug, ihm zu widersprechen und dem Darogha Alles zu erzählen, was sich zugetragen hatte. Der Räuber wurde gefesselt nach Dschelapoor gebracht, wo man ihm Peitschenhiebe und lange Gefängnißstrafe zuerkannte.

Die Vorsicht, welche der Käufer der kleinen Goumany bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, ist übrigens etwas Seltenes in Ostindien; gewöhnlich schließt man dergleichen Kaufe ohne weitere Erkundigung ab. Der Indier versetzt sich nicht in die Lage der trostlosen Aeltern, denen man ihr Kind geraubt hat, und doch würde man ihm sehr Unrecht thun, wenn man ihn für einen gefühllosen Egoisten halte wollte. Im Gegentheil, er ist edelmüthig und uneigennützig; ein Freund kann über seine Habe, ja über sein Leben verfügen; aber seine Neigungen sind nur einem kleinen Kreise zugewendet. Außer seiner Familie und einigen Freunden interessiert und rührt ihn Nichts — er besitzt engberzigen Edelmut. Dieser Gleichgültigkeit des Hindu's gegen alles ferner Stehende verdankten es die verächtlichen Thug's, daß ihre Mordthaten so lange ungerügt blieben. Die Thug's verließen zu bestimmten Zeiten ihre Wohnungen, lehrten mit fremden Waaren bepackt wieder und lebten herrlich und in Freuden. Ihre regelmäßigen Wanderungen und ihr Luxus erweckten großen Verdacht; da sie aber ihre schrecklichen Gewerbe nur in bedeutender Entfernung trieben und am heimischen Herde gute Nachbarn, gute Väter und treue Freunde waren, so dachte kein Mensch daran, den Thug's auch nur ein Haar zu krümmen.

Ist ein Kind seiner Familie entrisen worden, so kommt es nur sehr selten zurück. Zuweilen verhaftet man die Verbrecher, wenn sie ihre Beute schon lange verkauft haben; dann bleiben sie im Gefängniß, bis das Kind wiedergefunden ist, was in den meisten Fällen einer ewigen Kerkerstrafe gleichkommt. Uebrigens ist das Verfahren der Hindu'schen Justiz nichts weniger als summarisch und sichert den Angeklagten vor ungerechter Beurtheilung. Zuerst wird die Sache einer schlechten Polizei-Behörde übertragen, die kleineren Vergehen mit angemessenen Strafen, z. B., sechsmonatlicher bis zweijähriger Haft, Geldbußen von 200 Rupien, u. dgl., belegen darf. Hat das Vergehen eine härtere Strafe verdient, so schickt der Polizei-Beamte den Schuldigen vor die Äffsen, die ihn bis zu vierzehnjährigem Gefängniß verurtheilen können. Eine muhammedanische Gerichtsperson wohnt diesen Verhandlungen immer bei und schreibt, wenn sie beendigt sind, auf die Rückseite des Akten-Bandes das Fetwa oder den Artikel aus dem Gesetze Muhammed's, welcher auf den vorliegenden Fall anwendbar ist. Dann fügt er noch Siegel und Unterschrift bei und schickt die Akten an den Gerichtshof. Wenn das Fetwa den Gefangenen freispricht, oder verurtheilt, und

der Gerichtshof damit einverstanden ist, so wird dasselbe unverzüglich vollstreckt; im entgegengesetzten Falle kommt die Sache vor das Gericht erster Instanz, Nizam Edderlet genannt, von dessen Aussprüchen nicht weiter appellirt werden kann.

Die Indischen Kinder-Räuber brauchen keine so schlaue Taktik anzuwenden, wie ihre Kollegen in Paris und London. Einige Leckerbissen oder ein Spielwerk reichen schon hin, um das Opfer zu gewinnen. Zuweilen bedienen sie sich auch eines Trankes, „Daluğā“ genannt, der, in mäßiger Quantität genossen, einen tiefen Schlaf, in starker Quantität aber den Tod zur Folge hat. Vor wenigen Jahren vergiftete ein Dieb mit diesem Getränk eine ganze Familie. Am liebsten stehlen die Indier Kinder aus ärmeren Klassen, weil das Verschwinden derselben weit weniger Nachsichungen veranlaßt. Darum sind aber die Kinder der Reichen keinesweges sicher: diese werden um der Edelsteine, Armbänder und Geschmeide willen, die sie an sich tragen, fortgeschleppt, nach der Beiraubung erdroffelt und dann in Brunnen oder Flüsse geworfen.

Außerdem droht den Kindern der Indier sehr oft die Gefahr, auf den Altären der Göttin Kali oder Derga, eines bösen Genius, geopfert zu werden. Im Jahre 1821 geschah es, daß ein Knabe, der bei einem Dorfe an der Gänze der Provinz Dschintia eine Herde weidete, von Personen überfallen ward, die ihm einen Knebel in den Mund stecken wollten; der Kleine schrie noch zu rechter Zeit aus Leibeskräften, und die herbeieilenden Bauern bemächtigten sich der Uebelthäter. Einer von diesen Menschen erklärte vor Gericht, daß Wortsingh Nanyant Duar, Schwager des Ram Singh, Radscha's von Dschintia, ihnen befohlen habe, ein Kind irgendwo zu rauben, um es der Göttin Kali zu opfern, damit sie seinem Weibe, der Schwester des Radscha's, Fruchtbarkeit bewillige. Dieses Geständniß, das die beiden anderen Gefangenen bekräftigten, begleitete der erste Geständige mit einer genauen Beschreibung des Ceremoniels, das man bei solchen Opfern beobachtet.

Die Britische Regierung ließ dem Radscha von Dschintia sofort anzeigen, daß sie, falls man ein solches Verbrechen noch einmal versuchen oder ausführen sollte, die sofortige Auslieferung derrer verlangen würde, welche Veranlassung dazu gegeben hätten. Auch bedeutete man ihm, es werde die Urheber, zu welchem Stande sie auch gehören möchten, die härteste Strafe treffen. Der erschrockene Radscha betheuerte, er habe an dem Verbrechen durchaus keinen Theil genommen, und gelobte, darüber zu wachen, daß so gräßliche Opfer in seinen Staaten nicht wieder verkämen. Die Göttin Kali hat jedoch leider über den abergläubischen Hindu gar zu große Gewalt. In Zeiten allgemeiner Noth oder herrschender Seuchen erwartet man das Heil von blutigen Opfern, die auf dem Altar dieser Göttin geschlachtet werden. Selbst die Muhammedaner halten Kali für einen mächtigen feindseligen Dämon, und man darf mit Grund befürchten, daß, trotz der Verdrehungen des Radscha's von Dschintia und der Wachsamkeit des Britischen Gouvernements, noch manches Menschenopfer diesem angebeteten Scheusal fallen werde.

(A. J.)

## Mannigfaltiges.

— Barthélemy's Virgil. Nisard's gebarnischer Aufsatz gegen die „leichte Literatur“, und das Beispiel, das er selbst durch seine Geschichte der lateinischen Dichter der späteren Zeit gegeben, scheinen in der That nicht ohne Einfluß auf mancherlei Bestrebungen in Frankreich geblieben zu seyn. So lasen wir kürzlich von J. J. Ampère eine geistvolle und ausführliche Kritik des Ausonius und seiner Zeit, von Granier de Cassagnac eine Darlegung des religiösen Lebens der Griechen und Römer, und jetzt beschenkt uns gar Barthélemy, der leichtfertige Sänger der Billeliade und selber bekanntlich der poetische Zwillingbruder Méry's, mit einer neuen Uebersetzung der Aeneide! Wir können dem Französischen Publikum nur Glück dazu wünschen, wenn es wieder Aufmerksamkeit genug für die Meisterwerke der Alten besitzt, und Herr Barthélemy ist ganz der Mann dazu, diese Aufmerksamkeit zu fesseln. Freilich hat er darum eben so wie seine Vorgänger zu dem einmal mundrechten Alexandriner seine Zuflucht nehmen müssen, aber unter seinen Händen gewinnt dieser wirklich eine gewissermaßen klassische Anmuth, und so wird er wohl auch den Vergleich mit Virgil's gefeiltet Hexametern viel eher vertragen können, als der Alexandriner Delille's, der in seiner Uebersetzung der Aeneide diese durch mancherlei Zusätze total verändert und eher ein Seitenstück zu Voltaire's Henriade als einen Widerball des lateinischen Epos geliefert hat. Zwar sind in Frankreich neuerdings Versuche gemacht worden, den reinlosen Vers einzuführen, und namentlich ist dies dem Herrn Oberst Lefrançois in seiner kürzlich vollständig (mit dem Original en regard) erschienenen Uebersetzung der Schillerschen Trilogie des Wallenstein gelungen; aber diese Versuche haben weder bei der Kritik noch beim Publikum Anklang und Eingang finden wollen, und so wird es wohl für jetzt noch beim Alexandriner verbleiben müssen. Wir geben hier zur Probe, weil sie allen des Originalles kundigen Lesern noch am meisten im Gedächtnisse sind, die Eingangsworte der Aeneide, nach der Uebersetzung des Herrn Barthélemy, mit den vier apokryphischen Anfangs-Zeilen:

Jenne encore, aux pasteurs j'offris mes premiers sons;  
Depuis, quittant les bois, par mes douces leçons  
Aux vœux du laboureur j'assujétis la terre.  
Aujourd'hui, déroulant des images de guerre,  
Je chante ce héros, qui jouet du destin  
Le premier viut de Troie au rivage latin.  
Sur la terre et les flots sa fortune poussée  
Lutta contre le ciel et Junon courroucée;  
Il eut à subjuguier des peuples ennemis,  
Pour transporter ses dieux au Latium promis,  
Et fonder le berceau des grandes origines,  
Des Latins, des Albains, de Rome aux sept collines.